

Harry Martinson

# SCHWÄRMER UND SCHNAKEN

Naturessays

Ausgewählt und aus dem Schwedischen  
von Klaus-Jürgen Liedtke

Mit einem Nachwort von  
Fredrik Sjöberg

GUGGOLZ

© Harry Martinson, 1937, 1938 und 1939

Erstmals veröffentlicht im Albert Bonniers Förlag,  
Stockholm, Schweden

Die Publikation der deutschen Übersetzung erfolgt mit  
Genehmigung von Bonnier Rights, Stockholm, Schweden

Die vorliegende Übersetzung wurde durch die großzügige  
Unterstützung von Kulturrådet ermöglicht

## **KULTURRÅDET**

Der Verlag bedankt sich für die großzügige  
Unterstützung durch die Schwedische Akademie



**SVENSKA  
AKADEMIEN**

Der Übersetzer bedankt sich für die großzügige Unterstützung  
seiner Arbeit durch den Deutschen Übersetzerfonds

Erste Auflage Berlin 2021

© 2021 Guggolz Verlag, Berlin

Guggolz Verlag, Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin

[verlag@guggolz-verlag.de](mailto:verlag@guggolz-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Korrektorat: Bettina Hartz

Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Umschlag: Mirko Merkel,

unter Verwendung einer Illustration von Valeria Gordeew

ISBN 978-3-945370-29-2

*[www.guggolz-verlag.de](http://www.guggolz-verlag.de)*

## SONNE

Wirf einen Strahl Sonne des zwanzigsten Dezembers aufs Papier. Lass ihn den gelben Bleistift entlang leuchten und erzählen, wie sie in den Verschnaufpausen zwischen Schneewirbeln hervorbrach. Das Radio spielte hinten im Winkel eine Mittagspolka. Sonne und Schnee strömten in die Gardinen, die Gardinen verströmten sich in Sonne und Schnee. Die Sonne stand hinter den Ästen des Birnbaums, sie erbebt wie aufflammende Offenbarungsfeuer hinter dem Birkenreisig. Wintersonne, mitten in einen der drei dunkelsten, kürzesten Tage geworfen, ist nicht nur buchstäblich eine Offenbarung. Sie ist sehr viel mehr. In einem solchen Augenblick haften weder Stimmungen noch Erinnerungen an der Sonne. Nein, sie kommt als ein *Nu*, als ein unvorhergesehener Einbruch. Wenn solch ein *Nu* aufflammt, jäh überraschend, erinnert man sich hinterher daran wie an ein Sonnen-*Nu* auf der Scheibe, ohne *Zu-früh* oder *Zu-spät*.

Die Sonne schien uns allen im Haus ins Gesicht. Als sie gleich darauf hinter den Wolken verschwand, blieb dieses *Nu* wie in einem Feuerrahmen stehen. Die Sonne war so heftig hervorgebrochen, so überraschend, dass es für nichts anderes Platz gab als das Lichterlebnis und Feuererlebnis darin, beinahe ohne jeden Zug von dem, was man Stimmung nennt.

Ein beinah undenkbares Einheitslicht stand im Nu in  
Flammen.

Ein solcher Augenblick kann nicht gemessen werden.  
Er schließt in sich nichts und schließt in sich alle Zeiten.

## WASSERBRIEF

Eigentlich hätte ich über Fische schreiben wollen, doch fällt mir auf, dass ich darüber nicht allzu viel zu sagen habe. Andere können besser über Fische schreiben als ich. Als Seemann auf Kauffahrern sieht man vom Leben der Fische nur wenig. Die empfindlichsten Fische werden verschreckt vom Propellerzittern im Wasser und vom Verklappen von Öl, lange bevor der Kurs des Schiffes in ihre Ruheplätze im Meer sticht. Denn das Meer ist ein ungemein wachsames, feinfühliges Element, in dem sich alle Geräusche tief unter dem Grund der Wellen fortpflanzen und vergrößern. Ein stotternder Dieselhusten in einem modernen Schiff lässt die empfindlicheren Fische hinter die Horizonte fliehen, wodurch das Schiff sich in einem reichlich ärmlichen Umfeld bewegt. Fische, die innerhalb des über das Meer kriechenden Gesichtskreises des Schiffes zurückbleiben, gehören vermutlich zu den grobschlächtigeren, weniger zartbesaiteten.

Aber das Meer ist reich, und selbst ein Kohlendampfer mit seiner stampfenden Maschine bekommt noch mancherlei zu sehen und zu erleben. So entsinne ich mich einer ungeheuren Schule springender Wale, die unser Schiff mitten auf dem Nordatlantik ganze neunzehn Stunden lang umschwärmte. Es war ein bleigrauer Tag, stark wogige See und hastig jagende Wolken. Das Meer roch nach isländischen Sagas, und jede Welle, die heranrollte, schien

jegliche Geschichte aufzuheben und uns – der Stimmung nach – zurückzusetzen in eine amorphe, schicksalschwangere Urzeit. Doch war es wie gesagt wohl nur eine Stimmung, niemand kann sich ja tatsächlich vollständig losreißen von sich selbst, seiner Verwurzelung, seiner Herkunft oder Zeit, seiner Aufgabe. Immer wird uns etwas aus unserer Volksschule auch aufs Meer hinaus begleiten. Die Schule trieb den ersten Keim aus der eigenen Seele, den Keim zu dem, was einem dann zur eigenen Stimmungswelt wurde. Somit wurden die springenden Wale, die neunzehn Stunden lang das Meer in einen stürmischen Mangrovensumpf mit lebenden, nach oben gespreizten Wurzeln verwandelten (so nehmen sich die Bogensprünge der Wale aus, wenn sie zu Abertausenden kommen), zu einer Hochblüte der Volksschule, einer phantastischen, anmutigen Schautafel der Wirklichkeit, die der Ozean selbst, tausend Meilen breit, in die weiterhin andauernde Schulstunde schob. Lediglich Lehrer Stav, der tot war, und die aus Holz aufgeführte Schule mit ihren wehmütig quietschenden Holzbänken waren nicht mit dabei, aber Stavs Vertreter, die Abenteuerliteratur und der wogende, wirkliche Ozean kamen herangeschossen und setzten die Schulstunde fort, die einst in der Dorfschule von Ekbacken ihren Anfang genommen hatte: einem gewöhnlichen, rechtwinkligen Holzhaus im Süden von Schweden.

Stav sprach ziemlich häufig über das Meer, und er erwähnte auch die springenden Wale. Hier kamen sie nun, zuhauf. Eine Herde, neunmal so groß wie das gesamte Kirchspiel, in dem die Schule stand. So etwas ist Teil der Wunder der Welt und des Lebens. »Ja, in höchstem Maße, Kinder«, hätte Stav gesagt. Schade, dass er, gebunden an *seine* Schulzeit und seinen Schulort, nicht mit dabei sein

und mit ansehen konnte, wie das Leben sich wirklich ausnahm an diesem äußersten Zipfel seiner Schule.

Bisweilen kommt es mir vor, als wäre aus mir nie mehr als ein Kind geworden. Dann meine ich in einer Weltenschule zu sitzen, einem gewaltigen Bau mit Pfählen in allen Weltteilen. Stav befühlt den erkalteten Ofen und sagt: »Hier ist es kalt, Kinder, macht mal die Fenster zum Stillen Ozean auf!« Das tun wir, oder wir legen ein paar Holzscheite der gewaltigen Douglasien aus Britisch-Kolumbien nach.

Denn im Gegensatz zu einer ganzen Reihe von Kindern habe ich die Schule geliebt. Und das hatte ja seine guten Gründe, sie war eine Freistatt, und diese Freistatt wurde durch Stav nur noch lebendiger. Er konnte die Karte an der Wand ergrünen lassen. Typisch für ihn war eine Bemerkung wie: »Die Landkarte hängt, Kinder, aber deshalb hängt nicht das Land. Stellt euch lieber einen Fußboden vor als eine Wand, wenn ihr draufschaut. Ich sag euch das, weil ich weiß, dass Karten, die hängen, ohne dass man es ahnt, dazu führen, einem ein übertriebenes Gefühl für die Begriffe oben, unten, Süden und Norden einzugeben, Kinder.«

Auf diese Weise breitete Stav das hängende Skandinavien vor unseren Füßen aus. Doch breitete er es nicht aus, um es dann platt wie ein Stück Sackleinen liegen zu lassen, dazu war er ein viel zu guter Lehrer. In geduldigen Wendungen erklärte er die Erdkrümmung, er wollte uns das klare, planetarisch richtige Bild vor Augen führen. Er wollte, dass wir wirklich auf der Erde stünden, wie er sagte: »vor allem, Kinder, im Geländebewusstsein«. Oft errichtete er in seinen Unterrichtsstunden Türme schwindelerregender Phantastik, um danach alles wieder

geschickt in ausgewogene Dimensionen zurückzuholen. Er lebte mit in dem, wovon er sprach. Wenn er vom Meer sprach, hörte man es sehr deutlich schwappen, und vom Gipfel des Kilimandscharo herab hielt er einmal eine glänzende Rede über junge Bambuswälder und Antilopen. Ein anderes Mal, unten in der Ebene des Fußbodens, sprach er, obwohl selbst aus Västergötland stammend, mit annähernd schonischem Dialekt über die Zuckerrübe.

Ja, Stav war ein lebendiger Mensch, und nach seinem Tod schaukelte mir seine Schule, von ganzer Seele dankbar erinnert, auf dem Meer umher. Sie wurde grenzenlos, ihre Lektion unendlich. Nach und nach öffnete sie sich hin zum Leben, wie es ist, wie es wirklich ist, doch auch hier konnte man in gewissem Maße die Stimme der Volksschule »wie durch sehr viel Wasser« hindurch hören, bis sie zuletzt verstummte. Doch verstummte sie spät. Die Schule im Dorf war mir einst eine Rettungsinsel gewesen. Seither gab es keine wirklich tiefen Gründe, sie zu verachten. Zwar mag es egoistisch und süß scheinen, doch in der Lebenswelt der Erinnerungen bleibt das Ich, ob man will oder nicht, die erste Staatsmacht. Sich selbst retroaktiv auszulöschen und seine vergangenen Vorlieben zu verbergen, ist reine Lebenslüge, dann ist es schon besser, alle Erinnerungen zu verschweigen. Erzählt man Erinnerungen ohne die Absicht, möglichst wahrheitsgetreu und schöpferisch zu sprechen, so ist man nicht mehr als ein Narr. Wer den Egozentriker verneint, lügt sich aus vollkommen nichtigem Grund die Hücke voll. Durch die eigene Unzulänglichkeit spürt man die der anderen, aber ein Ich-Problem bleibt es gleichwohl. Ja, auch Proteste werden schließlich zu Bumerangs gegen die Selbstverlogenheit des Ichs.



Zuweilen verspürte ich eine solche Dankbarkeit gegen Stav, dass ich ihn zwischen Männer wie Columbus, Magellan, Livingstone, John Ericsson, Sitting Bull, den Schinderhannes der Schnapphähne und Jack London einordnete. Eine seltsame Mischung, mag man meinen, doch so war es. Die weiße Rasse ist eine überaus literarische Rasse. Eine glückliche, wenn auch mehrheitlich unglückliche Tatsache. Die Helden und Götter sind wie Pflanzen in Bücher gepresst, und was immer meine Beziehung zu Helden und Göttern betrifft, so spielte Stav die Rolle des ersten Schamanen.

Wie beispielsweise, als ich zum ersten Mal auf den Pasat traf. Wie literarisch war der denn? Wie deklamatorisch jagte der nicht auf die Antilleninseln los? Und so war es mit beinahe allem – mit Ausnahme des Tabubelegten, doch wie auch immer, akzeptierte man diese Ambivalenz ziemlich lange: bewegte sich doppelt und wunderbarlich mit der einen Hälfte der Seele im Abenteuer, mit der anderen in seiner privaten Finsternis.

Denke ich an Stav, sehe ich Bilder vom Meer. Er war nicht dabei und irgendwie doch. Es sind Bilder, die gleichsam außerhalb des privaten, persönlichen Geschehens liegen, ja, außerhalb vom Weg der Seele durch Welt und Zeit, Bilder, in denen man angesegelt kommt wie ein vorüberschweifender, zufälliger Gast. Das Schiffsdeck dient bei solchen Anlässen lediglich als Zuschauertribüne, die in plötzlich auftauchende Arenen treibt. Für die Besatzung auf dem kleinen dänischen Segler, der seinerzeit mitten in die Nordseeschlacht geriet, muss es sich seltsam angefühlt haben. Plötzlich befand er sich zwischen kanonenspuckenden Horizonten, und ihm blieb nichts anderes als zu versuchen, aus diesem Kessel vorsichtig herauszukreuzen.

Doch auch weniger historische Begegnungen können zu Beispielen für die unendliche Lektion werden, in der der Stav von der Volksschule noch nach seinem Tod weiterspukt.

Mitunter schien mir die Back mit dem Ankerspill zu einem Katheder zu werden, dort hockte Stav selig als Matrose oder Donkeyman und machte einfach weiter. Das Leben aber hatte mehrere Ebenen, die sich überschneiden, und nur auf einer dieser Ebenen saß Stav, während ich selbst, der keine Ruhe hatte, von der einen zur anderen jagte. Das machte es natürlich vielfach verwirrend und am Ende *völlig* verwirrend. Mehr als einmal war ich kurz davor, irgendwo ins Meer zu springen, um dies Leben zu verlassen, wenn die eine Ebene der anderen in die Quere kam, wie Stav es nie vorhergesagt hatte. Die Folge war, dass ich mit Stav brechen musste, eine persönliche Katastrophe durchlitt und mich zu einer Einheit hin vorkämpfte, die mich zu retten vermöchte. Ganz und gar fand ich sie nie. Die Nachkriegsjahre zur See waren äußerst verwirrend für jemanden, der auf der Welt eine einheitliche Ebene suchte. Mit einem Seemannspastor zu sprechen, dessen Leben indirekt meins verdammte, in der Back über einem Abenteuerroman einzuschlafen, der auf nunmehr unhaltbaren Abenteuergründen fußte (die neuen Meere der Wirklichkeit schwappten ja direkt vor mir, ein paar Fuß von der Koje entfernt), im Gewimmel Indiens nicht nur Tempel, Ochsen, Elefanten, Hindus und Brahma zu erblicken, sondern auch soziales Unrecht und grenzenloses soziales Kolonialchaos, all dies und tausend andere, weit schlimmere Dinge, in die sich der Seemannspastor und Stav auf Grund ihrer Treue gegenüber einer Lebensanschauung, deren Plan in der Welt völlig mottenzerfressen

war und der Verätzung der Veränderung unterworfen, nie hätten hineinversetzen können, all dies fiel jemandem aus der Schule auf dem Hügel nicht so leicht. In Indiens Chaos war ich gezwungen, Stav zum ersten Mal zu bekämpfen. Das war schwer, und die Bitterkeit fraß sich nach innen. Dabei war es wohl die Welt selbst, die mein Ich zwangsversetzte, es in eine neue Schule schickte und sagte: Dies ist die Welt, wie sie ist, mit Gestrüpp, Seelenschungel, materieller Ungleichheit: eine Verflechtung von Bankrott und Glauben, ein Juggernaut-Wagen und ein Mähdrescher, schwer wird dir die Stunde, aber jetzt bist du gefangen, und nun sei so gut und hör dir die Lektion über die Widersprüche an.

Das tat ich. Und ich unternahm Versuche, die Welt in mir wiederaufzurichten und mit Stav und anderen zu verknüpfen. Doch es klappte nicht mehr so gut. Ernsthaft war ich darauf zurückgeworfen, eigenständig zu suchen und zu phantasieren.

Bisweilen geschieht es, dass man, ohne dass man deshalb Memoiren schreiben wollte, innehält, zurückblickt und versucht, alles in einem und eines für alles zu sehen. Dann betrachtet man, könnte man sagen, die persönliche, deformierte Pyramide seines Lebens. Mit einem Stachel im Fundament errichtet man seinen Hügel aus vermordeten Erinnerungen. Aber das Bild wird schief, und man bemerkt die Wahrheit des Ausspruchs, dass alle Vergleiche hinken. Wie verlogen sind dann nicht erst die nationalen, die ideellen und kulturellen Großsymbole. Seinem Heimatdorf ist man einst entwachsen wie ein Kellerkeim, der zum Licht strebt. Einmal sah ich in einem Keller eine drei Meter lange Distel. Nach einem monatelangen Wachstum des farblosen Stängels hatte sie das Schlüsselloch des ver-

lassenen Kellers erreicht. Daraus war sie herausgewachsen und hatte glücklich drei oder vier Chlorophyll-Blätter gebildet. Doch damit hatte sie alles aufgeboten, was in ihr steckte, zu Stacheln reichte es nicht mehr. Die Hauptsache war, dass sie hinausgelangt war und die Sonne zu sehen bekam.

Diese Distel passt besser zum Bild des Strebens verträumter Individuen. Als ein Kellerkeim wuchs ich einst zum Meer hinaus. Doch wer weiß, hätte ich im Keller nicht Stav zur Hilfe gehabt, hätte ich vielleicht nie das Schlüsselloch des Meeres erreicht, welches das lausige Dorf am Abend mit Lumpen zuzustopfen pflegte.

So vergingen ein paar Jahre, und am Ende wusste man, was man schon hätte erraten können, dass die große Welt auch nicht besser war als das Dorf, ja, dass die ganze weite Welt aus kleinlichen Dörfern bestand. Aber Ansichten schenkte das Leben. Große, wunderliche. Lange könnte ich noch weiter erzählen über Meereshimmel aus kalifornischen Apfelsinen und über schwere, eisengraue Seestücke.

Einmal sah ich in Indien das Fischen mit Kormoranen. Ein hutzliger Greis saß in einem Kanu voller Lumpen (seinem Schlafplatz). Mit Hilfe seiner zwei Kormorane, die so zahm waren, dass er nicht länger die Schnur aus Fiber um ihre Fußwurzel befestigen musste, hielt er die Verbindung zum Leben und zum Meer aufrecht. Nie vergesse ich den Abend, als unser großer, schwarzer Schiffsrumpf die Abendröte im Arabischen Meer entzweischnitt. Der Greis mit den Kormoranen hatte seine tagelange Nahrungssuche beendet und war kurz davor, sich in den Lumpen des Kanus zur Ruhe zu begeben. Die Kormorane saßen auf ihren Holzstangen, satt und reglos. Ihre Augen erglänzten wie im Sonnenuntergang meiner Heimat die Vogelbee-

ren, die langen Schnäbel öffneten und schlossen sich, die Leiber waren glänzend schwarz und schlank. Der Greis tastete mit zittrigen Händen in den Lumpen und fütterte seine Gehilfen noch mit einem großen Stück Fisch, kurz bevor die Sonne wie ein goldener Spargroschen völlig in die Arabische See hinabgedrückt wurde. Ein alter Meereskuli mit Kormoranen. Einst würde er tot im Schlick der Ebbe liegen, das Kanu schief im Schlamm wie eine Bohnenhülse mit einer Leiche darin.

Die steigende Flut würde ihn begraben, und die großen kohleschluckenden Boote nach Hull und Colombo würden wie triumphierende Elefantenherden über das kleine Splitterchen hinwegtrampeln. Lediglich die beiden Kormorane würden sich vor der Flutwelle erheben und den Platz umkreisen, wo der Alte versunken wäre, bis sie übermächtigen Hunger verspürten und wie die Raben Hugin und Munin über das Arabische Meer verschwänden, ungewiss und verwundert, schwarz umhertappend, zurückversetzt in das Wilde des Meeres. Ihre Trauermäntel wären ja schon im Voraus genäht. Zu Beginn würde es ihnen schwerfallen, sich daran zu gewöhnen, den ganzen Fisch allein fressen zu dürfen. Vielleicht würden sie einen kleinen Happen dem Meer überlassen. Aber mit der Zeit würde der Hunger sie immer weiter fortreiben. Sie würden Eissturmvögeln, Tropenmöwen und Seeadlern begegnen, würden gezwungen sein, Schiffen zu folgen, und »Zimmerleute« genannt werden, denn so heißen sie unter Seebären. Auf diese Weise würden sie früher oder später unter die Kormoranschwärme am Kap der Guten Hoffnung gelangen, sich mit ihnen verirren, die anderen würden auf sie einhacken, sie würden neugeboren werden und Prügel beziehen, alles Vergangene vergessen, und am

Ende, wenn sie nicht schon zu alt wären, würden sie den Heerscharen der schwarzen Kormorane folgen, wenn sie viele lange windige Regentage hindurch mit dem Sturm zu den Kerguelen segeln, um zu brüten.

In Verbindung mit den Kerguelen möchte ich meinen Freund E. erwähnen, inzwischen am Vättersee ansässig. Er weilte über vier Jagdsaisons auf den Kerguelen und keulte Robben. Das war am Mont Ross, einem kegelförmigen, schneeleuchtenden Berg mit einer anmutigen Eishaube über dem erloschenen Krater. Die Landschaft dort ist seltsam. Heiße Quellen sprudeln aus der Erde, ja, sogar tief aus dem Meeresgrund, man sieht sie bei Ebbe wie Fontänen. Wenn die Flut kommt und das Meer einläuft, fauchen sie widerwillig wie böse Hexen. Doch das Meer ist stark, biegt sich unter den Wasserbüschen der Fontänen und gurgelt hinab in die Quellächer: Burr. Dann werden die Dampfwolken abgeschnitten, und der Dampf verzieht sich über Land, wo er als feingesiebter, lauwarmer Regen herabrieselt. Nur die allerstärksten Bodenquellen lassen sich nicht völlig niederdrücken. Daher sieht man sie auch während der Flut als kleine Buckel auf der Wasserfläche. Aber die warmen Quellen haben etwas bewirkt. Die Robben, die auf jener Inselseite leben, sind krank: Ihre Flossen sind entzündet, und jede zweite Robbe weist auf dem Rücken Eiter auf. Es ist ein beklagenswertes, sterbendes Volk von Tieren ohne die Fähigkeit, die Ursache ihres Elends zu ergründen und sich vor den kieselhaltigen heißen Kaskaden zu retten. Mehr und mehr erfasst sie Abgestumpftheit. Sie sind allzu krank und schwach, um den Kampf gegen die Robben von der anderen Inselseite aufzunehmen und auf diese Weise zu entkommen. Stattdessen rücken die anderen Robben immer näher, werden aber von der Lähmung und

Erkrankung in dem Land gepackt, das sie erobert haben, und sterben schließlich an Eiterungen und Rückenmarkslähmung. Die Robben in dieser Bucht klagen und heulen vor beißendem Schmerz, der ihr Leben quält. Es ist ein Inferno der Tierwelt, das sich dort in einer Bucht auf den Kerguelen abspielt. Und die nicht an Vereiterungen von den Kieselquellen sterben, sterben an den Robbenkeulen. Am Strand steht dickflüssig die Trantonne und wartet auf die, die der warmen Fontäne entgehen. Port Sunlight in England wartet seinerseits auf die Tonne.

Zu den besonderen Handwerkern des Südpolarmeers gehören im Ross-Meer die Böttcher. Sie folgen den großen, unförmig hohen, meilenweit stinkenden Walkocheeren, die gleich Riesensarkophagen in den Wassern der Ross-See rollen und den ganzen Horizont in einen stinkenden Tranrand verwandeln. Der Mond und die Sterne riechen nach Tran. Die Wogen riechen nach Tran. Die Bücher in der Bibliothek, die dicht neben dem Raum längsschiffs einquartiert ist, wo die Trankessel stehen und kochen und blubbern, riechen nach Tran. Sie sind übrigens eine eigenhändige Schenkung von Lord Leverhulme, dem Seifenkönig von Port Sunlight (jetzt tot). Der Sturm wird von den Gefangenen des Trans als Befreier begrüßt, da er den Trangeruch förmlich von den Schiffen reißt und den böartigen Atem in Richtung Südpol schleudert.

Hinter dem Namen Olof Nilsson verbarg sich ein Mann, der im Jahr 1923 in der Santa Casa de Misericordia in Rio de Janeiro starb. Sechsenddreißig Jahre lang war er als Böttcher gesehlt, davon zehn Jahre in der Beringsee, zwölf Jahre für die New-Bedford-Gesellschaft und die restlichen vierzehn Jahre im Südpolarmeer. Mit der Zeit bekam er einen Dachschaten. Die besten seiner Ton-

nen, besonders die aus patagonischem Hartholz, werden wohl noch immer nach Süd-Shetland und zur Ross-Insel geschickt. Nilsson – nennen wir ihn so – stammte aus Halland. Details seines umfangreichen irdischen Lebens kenne ich kaum. Er fertigte Tonnen für Walöl, das ist alles, und lebte sechsunddreißig Jahre in der frauenlosen, auf Dauer perversen Isolation der Eismeere.

Vielleicht ließen sich in Gedanken seine Winter rekonstruieren, wie er in seinem Tonnenschuppen auf Südgeorgien über seinen fixen Ideen brütend dasaß, als ein dienstbarer Geist der antarktischen Meere. Um die Weihnachtszeit kommt das Proviantboot aus den nördlichen Teilen des Planeten, mit unter anderem fünfzehn Kilo schwedischem Priem, der dem Ackerboden in einem von den reichen Erlebnissen des Alten beinahe völlig verdunkelten Halland ähnelt.

Auch das Sturmtosen um eine andere Hütte können wir uns denken. Das Novembergedröhn um eine zusammengesackte, verlassene Baracke am Hallandsäsen, den noch nicht verloschenen, berausenden Duft der Schafgarbe im Wind, das Geraschel der cholерischen Herbstnesseln gegen die Bretter und die roten Becher der Hagebutten schaukelnd in einem wild gestikulierenden Gestrüpp, das Taubstummzeichen gibt. Aber dabei muss es deine Empfindung bewenden lassen, damit seine Kindheit nicht allzu hell wird – denn über sie wissen wir nur, dass sie hart gewesen sein muss, und falls sie einmal ein Lachen aufschlug, dann lachte sie so hart wie eine Harke. Und der Eros war wohl vor allem ein durch Gestrüpp jagender Hengst, sonst fiel es dir schwer, die Freiwilligkeit eines so langwierigen antarktischen Gefangenens Lebens wie desjenigen von Olof Nilsson zu erklären. Man dichte also nicht



allzu viele Rosen in den auf der Müllhalde verrotteten Flickenteppich, denn die Welt besteht fast ausschließlich aus Heimatdörfern, aber ist darum kein besserer Ort. Olof Nilssons eventuell erfrorene Libellen, Stiefmütterchen und Schmetterlinge wurden vermutlich ausnahmslos von den selbstgefälligen Elefanten der Wirklichkeit zertrampelt.

Walöl rechnet man in Quantitäten von 0 bis 4, was die einzige Ästheterei des Ross-Meeres ist. Olof Nilsson fertigt seine Tonne und malt die Qualitätsbezeichnung darauf. Der Pinsel klatscht der Tonne aufs Hinterteil: Na also! Qualität 2, nicht schlecht. Ab nach England, mein Mädels, zu deinem Freund Natron. Euch gegenseitig umschlingend, reist ihr in das feine Europa, wo man euch Seife nennt. O wer dabei sein dürfte, wo ihr seid! Und in einer Seifenschale in den feinsten Badezimmern liegen. Die Nächste bitte! Zweite Suppe, wie? Qualität 3, klatsch! Die Nächste!

Und so rollt ein endloses Band von Waltonnen nach Norden in wärmere und gemäßigtere Breiten und Länder. Ein Teil gelangt so weit in den Norden, dass es wieder kalt wird. Eine Eskimobraut schäumt sich die Seife über den ganzen Körper. Perspektiven, die einem gefallen können: hygienische Nacktheit auf dem gesamten Erdball. Kennt ihr Svend Foyn? Ach so, nicht. Er war sozusagen ein Rurik des Walfangs. Ein echter Norweger, der das ganze Leben in Arbeitsklamotten herumlief, außer es war mal unerlässlich. Mit der Zeit wurde er so maßlos reich, dass er unter den Fängern im Nördlichen wie Südlichen Polarmeer zur Legende wurde. Er war ein ehrlicher Puritaner, ein wenig Lamm und ein wenig Fuchs. In einem seiner ersten Heuerformulare für das Nördliche Eismeer soll gestanden haben, dass die Leute bei den Inseln von Sonnenaufgang

bis zu ihrem Untergang beständig zu arbeiten hatten. Das wäre vielleicht angegangen, wäre es in den mittleren Zonen gewesen, aber oben beim Franz-Josef-Land oder Nordostland ging die Sonne im Sommer drei Monate lang nicht unter, und da wurde es bis zum Abend doch etwas lang.

Über Svend Foyns Schlichtheit und Knauserigkeit gab es zahllose Geschichten. Mit beidem scheint er hausieren gegangen zu sein, oder aber der Mythos lügt. So soll er zum Beispiel einmal auf der Kaibrücke in Arendal gestanden haben, als ein soeben abgemusterter Seemann mit seinem Seesack auf den Schultern anlangte und ihn ansprach:

– Guter Mann, trägst du den hier für mich ins Hotel, kriegst du fünfzig Öre.

Und das tat der Reeder.

Die Erzählung besitzt wie die meisten Sagen über diesen Reeder ein moralisches Ende, aber das schenken wir uns. Jedenfalls ist das Bild von Svend Foyn in Mythen gehüllt. Ihn selbst kann man nicht leicht ausmachen. Der Lokalpatriotismus bodenständiger Magister hat sich dabei mit einem seltsam willkürlichen, den langen, harten Wintern in den arktischen Meeren geschuldeten Fernpatriotismus verquirlt. Norwegen als kleiner, aber gewaltiger Seena-tion fällt es nicht schwer, sich solche mythischen Männer der Back als Ballast noch für den freiesten Schoner der Einbildung aufzuladen. Überhaupt ist es charakteristisch für das Seemannsleben, dass es allzu reiche und allzu viele Realitäten hat. Realität und Mythos sprengen sich gegenseitig, bekämpfen einander in ein und derselben Person. Niemand ist pedantischer, was die richtige Takelung bei einem abgepinselten Segelschiff betrifft, als ein alter See-

bär, und doch gerät er selbst leicht ins Mystische, ins allzu wild Fabulierte. Heutzutage ist der Seemannstypus ein anderer. Ich selbst gehörte zu den verketzerten Heizern, die ständig zu hören kriegen, sie wären keine echten Seeleute, doch vieles von den alten Schwierigkeiten, das, was man auf einer Fahrt zu sehen und zu fühlen kriegt, auf die Reihe zu bekommen, findet man auch bei den neuen Seeleuten. Formlose Sehnsucht geht noch immer, wie früher, in den Clinch mit dem Willen zu Ruhe und Sicherheit und richtiger Takelung.

Doch zurück zu Svend Foyn, oder zumindest zu seiner Beerdigung. Svend Foyn wurde wie gesagt mit der Zeit ziemlich reich, und in seinem Talent als Walfangreeder ist er unübertroffen. Lord Leverhulme in Port Sunlight musste seine Reeder eigentlich bloß in Foyns Fußstapfen treten und von ihm lernen lassen.

Foyns Begräbnis ist vielleicht das eigenartigste von allen Reederbegräbnissen. Die Harpunenschmiede von Süd-Georgien und den Kerguelen hatten Miniaturharpunen geschmiedet, die ausgestreut wurden, wo der Leichenzug entlanglaufen sollte; das gesamte seesalzige Örtchen Tønsberg war auf den Beinen und säumte den harpunengepflasterten Weg. Das Leichenbegängnis eines Walfängerhäuptlings.

Nach Foyns Tod wurde der Walfang, mit allem, was dazugehörte, mehr und mehr von Trusts übernommen. Die Fackel des Walfangs wurde nach Port Sunlight getragen, wo Mr Lever einen gewaltigen Hybrid-Trust schuf, der zwei Bereiche, nämlich die Ölpalmpflanzungen in Westafrika und die Fanggründe um Süd-Georgien, zu einem Seifenhybrid zusammenlegte. Mit der Zeit wird Mr Lever geadelt zu Lord Leverhulme. Doch noch heute sind es die Norwe-

ger, die in den Fangmeeren die Fackel des *Berufs* tragen, obwohl sie ihn zum Nutzen des Sunlight-Trusts ausüben.

Im Namen der Seife können wir uns vielleicht auf die Schnelle ein Bild dieser extrem südlichen Abseite der Welt denken, wo der Blauwal lebt und der Pottwal uns in für uns glücklichen Fällen einen Gallensteinklumpen schenkt, der Ambra enthält. Wir stoßen auf Eisberge, groß wie Kleinstädte, bevölkert mit Königspinguinen, reinen, leuchtenden, flossigen Geschöpfen, die wie antarktische Sterndeuter zwischen Vorsprüngen und Spitzen hervorlugen. Wie Lots Frau steht dort eine Eissäule und starrt Richtung Pol. Bestimmte Eisberge gleichen weißen Kathedralen mit Trauerflorwolken auf den höchsten Türmen, ihre fallenden Zinnen klingen wie in den Stürmen zum Untergang verdamnte Rieseninstrumente. Über einem stürmischen Riesenschlund im Meer liegt eine Transiederei mit flatternden Propellern und ausgelegten Treibankern. Sie kocht Waltran. Die Fangboote ziehen Wale heran, die durch die Luftpumpen aufgequollen sind wie Riesengefäße. In jedem Walleib steckt eine kleine Kontrollflagge oder ein Wimpel. Mit vollen Wimpeln segeln die toten Riesen heran, um gekocht zu werden. Jetzt öffnet die Trankocherei ihre großen, kreischenden Waltore, und die Wale werden in den Transaal eingeholt. Auf einem Eisenhocker irgendwo im Innern des Riesenschiffs sitzt Olof Nilsson aus Halland und schneidet Tonnenböden zu. Er sitzt wie in der Speisekammer einer Höllenküche ganz zuunterst in einem Schiffsbauch, der auch einen schweren Abdruck des Diabolischen aller Zivilisation hinterlässt. Hinter einer Eisentür pliert ein Harpunenschmied, ein Meister der schweren Harpunen, für den Pottwal.

*Tief hinab ins Nifelheim steigen wir um Brot  
härten dort die Seele aus zu Eisen und Blei.*

Ende Mai kommt der Wintereinbruch. Dann wird es Zeit für die Walkocherei, Zeit, zusammenzupacken und sich bei den Inseln in Quartier zu legen. Die letzten Boote im Jahr werden nach Norden zum Äquator geschickt, beladen mit Walöl – Tran unterwegs zu seinem Wohlgeruch. Der Polarsturm drischt den erstickenden Orkanschnee wie mit einem Gewitter aus schiefen Halmen in die Buchten um Süd-Shetland. Da sind die meisten Walfänger schon den Frachtern nach Punta Arenas oder Rio gefolgt oder heim nach Skandinavien gefahren, doch viele bleiben zurück für die Winterarbeiten und Materialwartung. Olof Nilsson war immer darunter; ihn zählte man stets zu den Wintergästen. Doch plötzlich, eines südlichen Herbstes, war er wie umgewandelt, und, hellwach bei Sinnen, verließ er das Südliche Polarmeer. Konnte das gutgehen? Nein. Stewart Rasmussen, mit dem ich in Rio zusammenwohnte, sagte, als wir von Nilsson sprachen:

– Wir wussten alle, dass es sein Tod wäre.

Zweitausenddreihundert Pfund lagen in Rio für Nilsson bereit. Die hob er ab, juchzte auf und machte einen Satz fast bis an die Decke. Der Bankangestellte betrachtete den ausgelassenen Böttcher, wie man das unausweichliche Schicksal eines blinden, eigensinnigen Menschen betrachtet. Nilsson nahm das Geld und trat mit einem Nicken hinaus in die Sonne der Avenida Rio Branco, dann verschwand er in der Flut der unausstehlichsten Snobs der Welt, die dicht an dicht ständig auf dieser Straße vorüberströmen.

Und in der Rua Vasco da Gama, an der Grenze zum Stadtteil Lapa, soff er sich zu Tode. In der Santa Casa de

Misericordia starb er an Alkoholvergiftung, bis zuletzt ebenso eigensinnig und ichverträumt, wie er gelebt hatte.

Zwölf Jahre ist das nun her. Jetzt hat man überwiegend fabrikgefertigte Standardfässer für das Walöl, und die Zeit ist bereits eine andere. Viele der älteren Walkochereien sind ausrangiert und durch neue ersetzt worden. Die größte heißt Sam Clark Ross, ein schwimmendes Transchloss von gewaltigen Ausmaßen, die größte industrielle Raubritterburg, die je ins Südliche Polarmeer einfiel. Doch noch größere werden gebaut, und seit dies geschrieben wurde, hat man zwei Walkochereien von noch größeren Dimensionen an der Tranfront eingesetzt.

Eines dieser Schiffe dort unten ist dem schwedischen Volk nicht ganz unbekannt. Es ist ein Schiff, das auch Landratten mit den trockensten Sohlen in den Wartesälen Schwedens schon einmal von einem Werbeplakat haben herableuchten sehen: der Amerikadampfer *Stockholm*. Nun ist er verkauft und umgebaut. Nun kocht er Tran unten in Antarktien.

So geht in dieser Welt das eine in das andere über, und jeder Mensch kann lediglich einen Bruchteil des Ganzen erfassen. So fühlt man sich bisweilen am Ersticken, vernichtet vom Meer, zersplittert von Eindrücken, zersprengt von der Vielfalt, auf die man mit seiner beschränkten Fähigkeit allzu genau blickte. Dann möchte man die verwirrende Lektion vielleicht beenden. Wenn man nur könnte.

\*

In den abenddämmerigen Wartesälen der Nebenbahnstrecken hier in Europa hängen jetzt keine Plakate von schönen Auswandererschiffen mehr. Die sind seit vielen Jahren verschwunden. Aber jüngst ging mir auf, dass eine

neue Art von Emigration, eine große, breite, gewaltige bevorsteht und in Vorbereitung ist. Sie annonciert nicht in den Wartesälen der Nebenstrecken, wie sie es zur Zeit der Amerikareisen tat. Nein, das hat sie nicht nötig. Wir treiben dennoch darauf zu. Ihre Schiffe werden unter unseren Füßen gebaut. Bald wird sie beginnen.

Es ist die große Emigration in den Tod, der jetzt den Völkern bereitet wird. In den raschelnden Zeitungen stehen Tausende Vorzeichen. In den Wartesälen spuken des Nachts alte Emigrantenschritte, und in flechtengrauen Hainen rauscht es an den Herbstabenden – von einer bevorstehenden Emigration in den Tod.

Die gewaltige, unbändige Quantität stürzt sich in ihrer tiefen, blinden Qualitätsforderung geradewegs hinein in die Qualität des Todes. Faschistische Demagogie und faschistischer Kapitalismus, die die Völker im Leben an der Qualität gehindert haben, wollen ihnen diese nun im Tod verpassen und bauen diese neuen Emigrantenschiffe, die gewaltigen Styx-Schiffe von einer Million Bruttoregistertonnen. Und angelockt, tastend oder erschreckt, klettern die Emigranten über die nebelverhangenen Gangways an Bord.

## INHALT

SONNE	5
WASSERBRIEF	7
VON SEEN	26
IN DER SCHLICKBUCHT	32
BEGINNEN WIR IM WASSERSAUM	36
AN DEN WALDSÜMPFEN	40
RODUNG	45
SCHWÄRMER UND SCHNAKEN	48
ALTE ZECHEN	50
KERBEL	52
MOHNSAMEN	55
SONNE UND SUMME	56
DIE GEWISSHEIT DES TODES FÜR ALLE	64
*	
ÜBER NATURSCHILDERUNG	73
DIE WOHLBEKANNTE NATUR	80
BRIEF	86
*	
WINTERSTÜCK	93
WINTERWEISS	95
FEBRUAR	98
MÄRZ	102
EINZUG	105
LERCHEN	111
SOMMERMORGEN	114



ERDGERUCH	118
DREI SCHÖNE SCHMETTERLINGE	122
HOCHGEWACHSENE STAUDEN	127
DISTELN ZWISCHEN STRAUSSGRAS	129
DÜRRE	133
EINIGE BÄUME	137
ROMANTISCHER RÜCKFALL	142
SINGDROSSEL	144
MISTKÄFER	147
SCHWARZSPECHT	151
AUERHAHN	153
WALDKAMMER	156
PROBE	157
ABENDGERANK	163
FICHTEN IM STURM	165
HERBST	172
QUELLE	175
DER BACH RINNT IN DER FINSTERNIS	177
AMEISENHÜGEL	179
ENDE NOVEMBER	182
MENSCH UND INSEKTEN	186
EINTAGSFLIEGEN	194

#### ANHANG

ANMERKUNGEN	199
NACHWEISE	203
ANMERKUNG DES ÜBERSETZERS	204
NACHWORT VON FREDRIK SJÖBERG	208
BIOGRAFIEN	218

## BIOGRAFIEN

**Harry Martinson** (1904–1978), Sohn eines ehemaligen Kapitäns und bankrotten Ladeninhabers, wuchs in Jämshög in Blekinge auf und verlor seinen Vater im Alter von sechs Jahren. Während die Mutter nach Kalifornien auswanderte, wurden Martinson und seine Geschwister als »Verdingkinder« von Jahr zu Jahr reihum auf Bauernhöfen einquartiert. 16-jährig heuerte Martinson als Matrose an, 1927 kehrte er lungenkrank nach Schweden zurück. Sein erster Gedichtband *Das Geisterschiff* erschien 1929. Im selben Jahr heiratete er Helga Maria Swartz, die 1933 als Moa Martinson ihr literarisches Debüt gab. Martinson hatte mit Gedichten, Romanen und Reisebeschreibungen vor allem Erfolg bei der jüngeren Generation. Er ließ sich bei Stockholm nieder, doch der Nomadentrieb blieb ihm erhalten – immer wieder ging er auf Wanderschaft. In den späten 1930er Jahren verfasste er mehrere eigensinnige Bände mit Texten über die Natur. 1974 erhielt er, gemeinsam mit Eyvind Johnson, als Mitglied der Schwedischen Akademie den Nobelpreis für Literatur für »ein Werk, das den Tautropfen einfängt und das Weltall spiegelt«. Trotz großer Beliebtheit beim Publikum waren etliche seiner Werke umstritten. Martinson, bekennender Buddhist, beging schließlich während eines Krankenhausaufenthalts Suizid mithilfe einer Schere.

**Klaus-Jürgen Liedtke**, geboren 1950 in Südtondern, veröffentlichte Gedichtbände und zuletzt den Roman aus Dokumenten *Nachkrieg und Die Trümmer von Ostpreußen*. 2018 gab er *Die Ostsee. Berichte und Geschichten aus 2000 Jahren* heraus. Als Übersetzer von Gunnar Ekelöf, Henry Parland, Edith Södergran und vielen mehr erhielt er u. a. 2005 den Paul-Celan-Preis sowie 2014 den Gerard-Bonnier-Preis.

**Fredrik Sjöberg**, geboren 1958 in Västervik (Schweden), studierte Biologie und Geologie und arbeitet als Journalist, Schriftsteller und Übersetzer. Sein Roman *Die Fliegenfalle* wurde 2008 für den Augustpreis nominiert, 2009 wurde seine Schwebfliegensammlung auf der Biennale in Venedig ausgestellt. Zuletzt erschien 2018 auf Deutsch *Vom Aufhören*. Sjöberg lebt auf der Insel Runmarö in der Nähe von Stockholm.